

## Britische Kirchen im Umbruch — ohne Panikstimmung

In diesen Aufzeichnungen ist es meine Hoffnung, skizzenweise die Stimmung britischer Christen verschiedenster Prägung zu beschreiben. Von einer systematischen Schilderung kann keine Rede sein. Nicht einmal die religiösen Soziologen würden das riskieren. Für einen politisch und kirchenpolitisch engagierten Pfarrer wäre der Versuch einer objektiven Bestandsaufnahme ohnehin zum Scheitern verurteilt. Diese Gedanken führen *in medias res*. Mein Standort wird dabei hoffentlich erkennbar sein: radikal in der Absicht, eher liberal in der Praxis; pragmatisch im Ansatz, anti-ideologisch im Prinzip und hoffentlich prophetisch im biblischen Sinne. Als Leitprinzip der Kirche würde mir die (untypische?) Aussage Augustins genügen: *dilige et fac quod vis*. (Damit ist auch meine Fähigkeit, lateinisch zu zitieren, so gut wie erschöpft.)

Die Kirchen im angelsächsischen Raum waren für lange Jahre eine Art Modell von Mini-Ökumene. Und mit Ökumene meinte man nicht die bewohnte Erde, sondern die konfessionell zerspaltene Kirche im Zeitalter einer mehr oder weniger mündig gewordenen Welt, die diese Kirchen nicht mehr als wesentlichen Bestandteil der Gesellschaft betrachtet. Zu leben, als ob es Gott nicht gäbe, ist für die meisten Menschen unbewußt zur Selbstverständlichkeit geworden. Ich meine damit auch viele, die noch in die Kirche gehen, aber so wenig an die Auferstehung Christi glauben können wie an ein ewiges Leben.

Bis vor zwei bis drei Jahren war die ökumenische Ekklesiologie für viele Menschen noch interessant. Gott — so glaubte man, und es stimmt wohl auch — ist für die Einheit der Kirche. Die Gespaltenheit der Christen ist ein Stein des Anstoßes. Spätestens bis 1980 muß es in England wieder *eine* sichtbare Kirche geben, meinte man. Erst dann könne das Evangelium wieder glaubhaft verkündigt werden. Die geplante Vereinigung der Anglikaner und der Methodisten sollte der Beginn einer allgemeinen englischen Kirchenunion werden. Trotz der fast geschlossenen Unterstützung des Episkopats für den Plan, trotz des leidenschaftlichen Einsatzes des Erzbischofs von Canterbury ist das alles an der Opposition einer anglikanischen Minderheit gescheitert. Und damit ist auch das ökumenische Spiel auf dem kirchlichen Schachbrett zu Ende gegangen. Wohlbemerkt, interkonfessionelle Unionsgespräche („talks about talks“) sind wieder in Gang gebracht worden. Die allgemeine Reaktion darauf ist aber die einer ungeheuren Langeweile. Auf einer Pressekonferenz kurz nach dem Scheitern des Planes hat der bitter enttäuschte Erzbischof den Startschuß gegeben für eine anders gelagerte Epoche kirchlicher Existenz. Dr. Ramsey gab seine persönliche Niederlage zu. Er schämte sich für seine Kirche, schaute dann aber zugleich zuversichtlich in die Blitzlichter und Fernsehkameras und sagte schlicht mit einem schelmischen Lächeln: „Long Live God!“ „Es lebe Gott!“ Er zitierte in diesem Moment bewußt das Musical *Jesus Christ Superstar*. Die Kirche der Strukturen war damit noch lange nicht beerdigt, aber den Vorrang hatte nun die im Geiste Christi lebende Gemeinde. Es sei dahingestellt, ob die Professoren, die weiter über die Strukturen verhandeln wollen, unbedingt zu

den Toten gehören, die die Toten begraben sollen. Wohl nicht unbedingt. Die Frage über die Strukturen ist aber nicht mehr wesentlich.

In einer etwas späteren Sitzung der Generalsynode der Kirche von England präzierte Dr. Ramsey, was er meinte. Es ging um interkonfessionelle Beziehungen. Der Erzbischof glaubte helfen zu können und machte einige praktische Vorschläge. Dann unterbrach er seine Ausführungen und sagte: „Das eigentliche ökumenische Problem ist heute ganz anderer Art. Nicht, wie können Christen verschiedener Konfessionen ihr Zusammenleben regeln, sondern, wie können wir Christen innerhalb der kirchlichen Strukturen lernen, mit der Kirche außerhalb der Strukturen schöpferisch zu leben?“

Ich will nicht behaupten, daß die Christen Englands ihren Erzbischof alle verstanden haben. Viele sind noch lange nicht so weit. Manche sind noch nicht einmal ökumenisch im alten Sinne. Der Erzbischof sprach aber prophetisch über Gegenwart und Zukunft. Die bedeutenden theologischen Werke der letzten Generation waren ekklesiologischer und apologetischer Art. Heute nicht mehr. Das einflußreichste Buch des letzten Jahres stammt aus der Feder des Generalsekretärs der Church Missionary Society, Dr. John V. Taylor. „The Go-Between God“ (Der vermittelnde Gott, SCM Press, London — prämiert als „religious book of 1973“) ist eine praktisch-pragmatische Studie der Pneumatologie. Dieses, als religiöses Buch des Jahres prämierte Werk schöpft hauptsächlich aus der Erfahrung der Christen in der Dritten Welt und aus der gegenwärtigen säkularen Belletristik. Hier ist bewußt unsystematisch vom unberechenbaren Wirken des Heiligen Geistes die Rede. Zu den theologischen Streitigkeiten der Gegenwart und der Vergangenheit hat dieses Buch so gut wie nichts zu sagen. Zum Leben der Zukunft dagegen aber viel — ohne aber an die stark ideologisierte deutsch-amerikanische Theologie der Hoffnung direkt anzuknüpfen. Bezeichnenderweise läßt sich das Buch nicht zusammenfassen. Sydney Carter, Dichter vieler neuer christlicher Volkslieder mit einem agnostischen Einschlag, hat ein Lied auf den Heiligen Geist gedichtet: „The Bird of Heaven“ . . . der himmlische Vogel läßt sich nicht in einen theologischen Käfig sperren. Er kann nicht systematisiert werden. Er stirbt in einem Käfig . . . oder fliegt frei davon.

Heißt das nun, daß die Kirche hier einem irrationalen Schwärmertum entgegengeht? Ich glaube nicht. Hauptsächlich deswegen nicht, weil extreme Ausdrücke des Glaubens oder der Frömmigkeit nur selten im englischen Raum große Erfolge für sich buchen können. Maßhalten gehört zum britischen Wesen, oder sollte ich sagen zum englischen Wesen, denn für die Schotten trifft das nicht immer zu, von den Iren ganz zu schweigen. Der „religiöse“ Bürgerkrieg Irlands ist für Engländer so wenig begreiflich wie für Deutsche. Darauf komme ich am Ende zurück.

Bevor ich zur charismatischen Entwicklung zurückkehre, möchte ich aber nicht den Eindruck geben, als ob alles Organisatorische und Systematische von gestern sei. Die inflationäre Entwicklung der Wirtschaft ist nur einer der nichttheologischen Faktoren, die alle Kirchen — vor allem aber die englische Staatskirche — zwingen, radikale Gedanken über den Abbau kirchlicher Strukturen zu hegen. Unwillkürlich führt das aber auch zu theologischen Grundsatzdebatten. In einer Situation ohne Kirchensteuer, in der alle Kirchen von den Zinsen ihrer Kapitalanlagen und den Gaben der Gläubigen leben müssen, ist die Rationalisierung der Strukturen zur Notwendigkeit geworden. Kirchenschließungen, vor

allein in den alten Innenstädten, wo es viele Kirchen und wenige Menschen gibt, sind an der Tagesordnung. Was soll aus den alten Kirchen werden? Soweit sie keinen kulturellen Wert besitzen, ist Abbruch und Verkauf der Grundstücke kein Problem. Verkauf der sakralen Bauten für säkulare Zwecke ist schon problematischer. Kann der Käufer aus der Kirche ein Kasino machen? Konzertsaal, das geht. Fabriklager? Auch möglich. Oder sogar Wohnhaus für einen reichen Exzentriker? Experimentelle Bühne? Nachtklokal?

Wirklich interessant wird die Debatte dann, wenn man der Situation gerecht werden will, daß England heute eine religiös pluralistische Gesellschaft geworden ist. Oft ist es eine schwarze Kirche, die das Gotteshaus mieten oder kaufen will. Kann die Staatskirche einer „fremden Sekte“ ihre Bauten überlassen? Hier fängt der Streit an, vehement zu werden. Wirklich kritisch wird das Problem aber erst, wenn andere Religionen, etwa Moslems oder Buddhisten, Kaufangebote machen. Hier trennen sich die Geister scharf. Die anglikanische Generalsynode war fast 50/50 gespalten. Die einen meinten, es sei Verrat am Evangelium, Kirchen auf diese Weise ihrem Zweck zu entfremden, die anderen, es sei gerade die Aufgabe der Kirche Christi, Andersgläubigen in jeder nur möglichen Weise zu helfen. Es sei nicht nur erlaubt, ihnen Kirchen zu *verkaufen*, es sei vielmehr das Gebot der Stunde, ihnen Kirchen zu *schenken*. Die Debatte dauert an. Eine soeben veröffentlichte Denkschrift des Britischen Kirchenrates stellt sich auf die Seite der Liberalen, die glauben, es sei durchaus evangeliumsgemäß, für alle Menschen die Möglichkeit zu schaffen, ihre eigene Religion frei auszuüben, auch in ehemaligen Kirchen.

Von noch größerer Bedeutung ist die anhaltende Debatte über die Beziehung zwischen dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen und dem ordinierten Klerus. Eines ist klar. Die Pfarrerschaft nimmt rapide ab, und das wird nicht einmal überall ernstlich bedauert, denn der Geldschwund würde es sowieso unmöglich machen, einen Pfarrer in jeder Gemeinde in Stadt und Land zu bezahlen. Die gegenwärtigen Gehälter sind ohnehin zu niedrig und reichen kaum aus, eine kinderreiche Familie zu ernähren. Ein Nebenverdienst des Pfarrers wird bald zur Norm werden müssen. Oder die Pfarrfrau muß arbeiten und verdient in vielen Fällen mehr als ihr Mann.

Das führt zwangsläufig zu einem völlig veränderten Bild des Pfarrers. Er gehört nicht mehr zum selbstsicheren und selbstbewußten Mittelstand. Arbeiter ist er aber auch nicht. Spielt er überhaupt noch eine verständliche gesellschaftliche Rolle? Akademische Ausbildung ist ohnehin längst nicht mehr Bedingung zur Ordination. Die meisten neu Ordinierten kommen aus einem weltlichen Beruf. Oft sind sie nicht mehr jung, und zunehmenderweise haben sie die Absicht, entweder den alten Beruf oder den neuen nebenamtlich weiter zu betreiben. Wenn das klerikale Berufsbild solch radikalen Änderungen ausgesetzt ist, wandelt sich auch das Selbstverständnis des mündigen Laien. Es ist also nicht verwunderlich, daß der theologischen Schulung der Laien heute in fast allen Bistümern große Bedeutung zugemessen wird. Die Eigenverantwortung der Ortsgemeinde nimmt in vielen Orten zu. Zugleich entstehen Teams hauptamtlicher Mitarbeiter, nicht alle ordiniert, die übergemeindlich als Spezialisten arbeiten.

Im Osten Londons geht der Bischof dieses großen Arbeitergebiets am radikalsten vor. Trevor Huddleston, Mönch der Mirfieldbruderschaft, wegen seiner

profilierter Anti-Apartheid-Haltung schon vor vielen Jahren aus Südafrika ausgewiesen, ordiniert heute bewährte Gemeindeglieder für den Dienst in der eigenen Gemeinde ohne jegliche formale akademische Ausbildung. Er schafft echte Arbeiterpriester, die in keiner Weise von ihrem proletarischen Milieu durch bürgerliche Lernprozesse entfremdet werden. Sie bekommen kein kirchliches Gehalt, sind aber voll anerkannte Priester.

Das ist eines der vielen, relativ kleinen Experimente. Südlich der Themse arbeitet der junge Bischof von Woolwich, Nachfolger des bekannten John Robinsons, engstens zusammen mit Huddleston. David Sheppard, der sich zunächst einen Namen als Sportler machte und immer noch Idol der Jugend ist, kommt im Gegensatz zu Huddleston aus evangelikaler, pietistischer Tradition. Der anglo-katholische Hochkirchliche arbeitet mit dem ehemaligen Pietisten Hand in Hand. Politisch stehen beide Bischöfe weit links. In seinem Buch „Built as a City — God and the Urban World Today“ (Verlag: Hodder 1974) entwickelt Sheppard eine nüchterne kirchliche Soziologie der Großstadt. Die gesamten kirchlichen Strukturen werden in Frage gestellt. Und trotzdem besteht die Überzeugung, daß die Kirche noch eine nützliche Rolle hat. Von der Euphorie eines Harvey Cox ist nichts zu spüren. Hier weht ein radikaler Geist in sehr englischer Form. Vieles hier läßt sich mit den Auffassungen der Gossnermission vergleichen.

Seltsam mutet die Debatte an, die gegenwärtig über die Frauenordination läuft. Im anglikanischen Raum gibt es bis jetzt nur im Bistum Hongkong Pastorinnen. Keiner zweifelt ernstlich daran, daß in einigen Jahren Frauen die Ordination erhalten werden. Nur meinen manche, die schon lange darauf warten: Wenn es einmal so weit ist, ist es schon zu spät . . . wie mit der erstrebten Einheit der Konfessionen. Dann will gar keine Frau mehr ordiniert werden!

Auf dem Gebiet der Sozial- und Sexualethik herrscht Verwirrung. Auf dem Gebiet Kirche und Politik ist es nicht viel anders. Alle — oder jedenfalls fast alle — Meinungen, die es außerhalb der Kirche gibt, werden auch innerhalb verfochten. Hier unterscheidet sich die Situation nicht merklich von der in der sonstigen westlichen Christenheit. Nur muß eines gesagt werden. Die Bitterkeit und Schärfe etwa der deutschen Debatte über die Schwangerschaftsunterbrechung fehlt. Die meisten Bischöfe sind in dieser Frage eher liberal als konservativ. Man einigt sich relativ leicht, uneinig zu sein. Eine kämpferische Bekenntnisbewegung konservativer Prägung ist fast so undenkbar wie etwa eine einseitig radikale politische Bewegung, die mit Gebet und Sakrament nichts anfangen kann, wie etwa in vielen deutschen Studentengemeinden. Über das Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates gehen die Meinungen so weit auseinander wie in der Bundesrepublik, ohne daß dies negative Konsequenzen für die Glaubensgemeinschaft hätte. Angesichts all dessen liegt die Frage nahe, ob es überhaupt für englische Christen so etwas wie eine Bekenntnisfrage gibt. Wenn, dann ist es für viele die Rassenfrage, und zwar nicht nur im südlichen Teil Afrikas, sondern in den wachsenden schwarzen Ghettos der englischen Großstädte. Im Wohnungs- und Arbeitsmarkt werden Schwarze nicht gleichberechtigt behandelt. Die Bischöfe Huddleston und Sheppard stehen gerade auf diesem Gebiet an der Spitze einer Art radikalen Bekenntnisbewegung. Ihr Hauptgegner ist der rechtsradikale volkstümliche Politiker Enoch Powell, der zugleich den Anspruch erhebt, Laientheologe zu sein. Er nimmt seinen

Glauben ernst und hat vor kurzem einen Sammelband theologischer Ansprachen und Aufsätze veröffentlicht unter dem Titel „No Easy Answers“ (Sheldon Press). Der ehemalige Professor für griechische Dichtung ist ein extremer Verfechter einer vereinfachten Zwei-Reiche-Theologie: In einer sündhaften Welt, schreibt Powell, leben wir alle von der Vergebung. Politik gehört zur säkularen, fallenen Welt. Sie darf nicht mit Glaubensfragen vermischt werden. Die Ethik des Neuen Testaments bezieht sich auf die Zukunft, keinesfalls auf die gegenwärtige Politik. Aus der Sicht Gottes sind alle Menschen gleich. Das darf aber nicht in die Politik umgemünzt werden. Eine Verbindung herzustellen zwischen eucharistischer Gemeinschaft und sozialer Gerechtigkeit hält Powell für Ketzerei. Bischof Huddleston dagegen hält es für reinste Orthodoxie. Beide sind Anglikaner hochkirchlicher Prägung! Eine Fernsehdiskussion zwischen beiden hatte das Format einer klassischen mittelalterlichen Disputation. Hier waren zwei Christen, die sich nicht scheuten — bei aller Höflichkeit —, sich gegenseitig zu exkommunizieren. Powell: „Ihre Aufgabe, Bischof, ist es, die Ideale des Himmelreiches zu predigen. Mit dem Moment, wo Sie versuchen, diese Ideale auf mein Gebiet der Politik zu übertragen, übertreten Sie die Grenzen Ihrer Kompetenz.“ Huddleston: „Meine Frömmigkeit wäre reine Abgötterei, wenn ich nicht bereit wäre, diese Grenze zu überschreiten.“

Die meisten englischen Christen lehnen solche Konfrontation ab. Sie halten Huddleston für einen Heiligen und Powell für einen Zyniker . . . und wollen beides nicht sein. Aber in Wirklichkeit stehen fast alle auf der Seite des einen oder des anderen, ohne es wahrhaben zu wollen. Es ist — auf englische Art — der Unterschied in Amerika zwischen Billy Graham und Martin Luther King, oder noch krasser, zwischen den Berrigan Brüdern und Präsident Nixon. Nur steht Powell (noch?) fern von der Macht, auf die er hofft. Wie etwa der christliche Politiker an der Spitze der CSU.

Fern von allem Politischen steht die Entwicklung der sogenannten charismatischen Bewegung. Die Pfingstler ziehen ein in die traditionellen Konfessionen und müssen ernst genommen werden. Sie sprechen mit Zungen, sie heilen die Kranken, sie sind von einem neuen Geist erfüllt, haben die „Taufe des Heiligen Geistes“ erhalten. Schwärmerei? Sicher. Aber nicht nur im negativen Sinne. Hier steht die theologische und geistige Nüchternheit der Kirche am Pranger. Hier entsteht neues Leben. Ich erlaube mir kein Urteil. Es mag sein, daß diese Entwicklung kurzlebig sein wird. Denkbar ist aber auch, daß sie — positiv und negativ — weitgehend das Bild der Kirche von morgen bestimmen wird.

Theologisch viel interessanter ist die Entwicklung einer radikalen, politisch orientierten Mystik. Hier geht es um eine geistliche Protestbewegung hauptsächlich junger Christen in den Studentengemeinden. Sie übernehmen nicht kritiklos die Theologie der Revolution, sondern suchen nach einer neuen, radikalen und oft mystischen Frömmigkeit. Prophet der Bewegung ist der Religionsphilosoph Alistair Kee. Das Manifest der Gruppe ist das Buch „Seeds of Liberation — Spiritual Dimensions to Political Struggle“ (SCM Press). Die dichterische Theologie Daniel Berrigans steht im Mittelpunkt. Der Ausgangspunkt ist die Eucharistie. Absicht: die totale Revolution der Liebe.

Und wieder etwas anderes ist die Annahme östlicher Weisheit und die Übersetzung fremder Frömmigkeitsformen für Christen. Ein anglikanisches Kloster

hat eine Meditationsschule für Pfarrer und Laien eröffnet: Yoga für Christen. Zumindest einige der Bischöfe ermutigen ihre Pfarrer, dort Neues zu lernen und es auch in der Gemeinde anzubringen. Die Jugend macht oft begeistert mit. Pfarrer und Teenagers beten still und lang — beim Kopfstand! Die Entwicklung der religiösen und quasi-religiösen „counter-culture“ (Gegenkultur) weiter Kreise der Jugend wird hervorragend in dem Buch „Youthquake — The Growth of a Counter Culture Through Two Decades“ (Sheldon Press) beschrieben. Der Autor, Kenneth Leech, ist anglikanischer Pfarrer, Dozent für Sozial-ethik und geistlicher Leiter der theologischen Hochschule in Canterbury. Er ist zugleich der einzige kirchliche Experte auf dem Gebiet der Drogensucht, und zwar nicht in erster Linie als Theoretiker, sondern als Heilpraktiker. In den Jahren, als der Drogenkult seinen Höhepunkt erreichte, war er Vikar der Gemeinde Soho, einer Gemeinde ohne Kirche. Die Nachtlokale, Strip Bars und Spielhöhlen waren seine Kultstätten. Er kannte nur die Nachtschicht. Die Beschreibung der religiösen und pseudo-religiösen Aspekte der Jugendrevolution bis hin zur Annahme der östlichen Mystik ist Kenneth Leech gut gelungen, weil er sich mit dieser Welt identifizieren kann, ohne unkritisch zu sein. Er beschreibt diese Gegenkultur mit kritischer Solidarität.

Am Rande seien die Entwicklungs- und die Umweltheologen erwähnt. Sie haben bestimmt eine Zukunft. Sie sind nicht besonders britisch geprägt, es gelingt ihnen aber gelegentlich, die Kirche anzusprechen und sogar aufzuregen. Am zukunftssträchtigsten ist wohl der Ruf der Propheten einer neuen Schöpfungstheologie nach einem einfacheren Lebensstil für Christen und auch andere Menschen. Sie haben so etwas wie ein Manifest produziert. Ihr „slogan“: „Lebt schlichter, um anderen das schlichte Überleben zu ermöglichen.“

Im Tagungsbericht der im September 1972 gehaltenen Konferenz britischer Kirchenführer ist dieses Manifest enthalten wie auch viele weitere Betrachtungen über die Zukunftshoffnungen der britischen Kirchen. („The Churches Turn to the Future“ (SCM Press): ein Bericht von David Edwards.) Auf dieser Tagung hielt der einzige geistig überragende Bischof der anglikanischen Kirche, der Religionsphilosoph und Soziologe Ian Ramsey, seinen letzten großen Vortrag. Er starb kurz darauf in einem Fernsehstudio an einem Herzschlag. Der natürliche Nachfolger seines Namensvetters Michael Ramsey als Erzbischof von Canterbury war tot. Der geniale Bischof von Durham war nicht nur der einzig hervorragende Akademiker unter den Bischöfen, er war ein furchtloser politischer Aktivist. Er führte den Protest der Kirchen gegen den Waffenexport nach Südafrika und marschierte an der Spitze der Kolonne der streikenden Bergarbeiter seiner Diözese. Er forderte die Generalsynode auf, dem Streikfonds eine Spende zu machen. Die erschrockenen Synodalen lehnten es ab, über den Antrag abstimmen zu lassen. „Wir können doch nicht nein sagen. Wir wollen aber nicht ja sagen. Also gehen wir zur kirchlichen Tagesordnung über.“ Das ist wohl typisch für die heutige Situation. Ob die Kirche von England diesen Mann als ihren Erzbischof ertragen hätte? Gott hat ihn dazu nicht verurteilen lassen.

Die Kirche wird sich nun mit einem mittelmäßigen Erzbischof zufriedengeben müssen. Sie wird es auch gerne tun. Sehr bald wird man seinen Namen wissen. Wohl zum letzten Mal wird ein englischer Regierungschef den neuen Primas der Königin vorschlagen. Das Mittelalter geht auch in England seinem

Ende zu. Die Generalsynode wird sicherlich einer Vorlage zustimmen, nach der die Kirche in der Zukunft ihre Bischöfe selbst wählen wird. Zum ersten Mal. Vor der Reformation war es der Papst, dann der König und seit dem Zeitalter der konstitutionellen Monarchie der Ministerpräsident. Michael Ramseys Nachfolger wird bestimmt wieder ein Mann der Mitte, der Versöhnung, sein. Daß er die Weisheit und schlichte Frömmigkeit und Gelehrsamkeit Dr. Ramseys haben wird, ist unwahrscheinlich. Nur wenn er gegen alle Erwartungen Huddleston hieße, könnte die Kirche mit prophetischer Führung rechnen.

Eines kann mit Gewißheit gesagt werden. Die Kirche von morgen wird vielgeleisig fahren. Heute wird überall nach einer neuen, sinnvollen Frömmigkeit gesucht. In den Worten des Oxforder Systematikers, Professor John Macquarrie: „Es ist allein der wahre Gott, den wir in Christus erblicken, der seinem Volk eine Tagesordnung vorschreiben kann. Wollen wir diese Tagesordnung wahrnehmen, dann hilft uns nur eines, wir müssen wieder beten lernen.“

Es fehlt noch ein Nachwort zur aktuellen britischen Krise in Irland. Die englischen Kirchen stehen ihr praktisch hilflos gegenüber. Den unpolitischen Christus gibt es nicht, den Unterstützer des Status quo. Den revolutionären der neuen Schwärmer aber auch nicht. Das macht der Neutestamentler Alan Richardson in seinem nützlichen neuen Paperback „The Political Christ“ (SCM Press) klar. Was aber fordert der politische, gekreuzigte Christus von seiner Gemeinde auf beiden Seiten der Barrikaden in Belfast? Dazu der ehemalige anglikanische Bischof der irischen Diözese Clogher, Richard Hanson: „Ein gemeinsames Schuldbekenntnis müßten die Kirchen ablegen. Das müßte zur gemeinsamen Bußfertigkeit führen. Im Moment sind die Kirchen davon weit entfernt. Beide Seiten schieben der anderen die Schuld zu und lehnen alle Verantwortung für die gegenwärtigen Unruhen ab. Unsere nordirischen Kirchen müssen erkennen, daß ihre Glaubwürdigkeit fast verschwunden ist. Es fing damit an, daß die Christen ihre ‚Prinzipien‘ verteidigten, und letztlich wurden sie zu Kindesmördern. Was jetzt auf dem Spiel steht, ist nicht mehr der katholische Glaube oder das protestantische Evangelium, sondern das Christentum schlechthin. Ehrlicher Atheismus oder Kommunismus ist Gott lieber als das fanatische Sektierertum, welches Ian Paisley offen predigt und unsere vornehmeren Konfessionen stillschweigend dulden. Wir haben nicht mehr viel Zeit.“

Nicht mehr viel Zeit? Es könnte sein, daß das nicht nur für den Konflikt in Irland gilt. Zu Recht oder Unrecht besteht aber keine Panikstimmung. Der kirchliche Notstand wird in England noch lange nicht ausgerufen.

*Paul Oestreicher*